

Zeitschrift: Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum
Herausgeber: Benediktiner von Mariastein
Band: 58 (1981)
Heft: 10

Artikel: Was dürfen wir hoffen? : Gedanken zum Advent
Autor: Bütler, Anselm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1030890>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Was dürfen wir hoffen?

Gedanken zum Advent

P. Anselm Bütler

Botschaft? Legte Jesus bei seiner Verkündigung auch das Hauptgewicht auf die Frage nach dem Ursprung des Bösen? War auch er rückwärts orientiert? Gewiss hat ihn die Frage nach dem Ursprung des Bösen beschäftigt, gewiss hat er auch davon gesprochen. Aber wenn wir die ganze Botschaft Jesu genau betrachten, dann wird bald klar, dass er in seiner Verkündigung nicht nach rückwärts gerichtet war, dass er nicht die Vergangenheit zum Mittelpunkt seiner Predigt machte. Im Gegenteil, seine ganze Verkündigung war zukunftsgerichtet. Für ihn ging es um das, was kommen werde. Kern seiner Botschaft war das Heilshandeln Gottes, das unmittelbar bevorstand, ja das schon begonnen hatte. Seine Predigt war gleichsam Antwort auf die Frage: Was dürfen wir hoffen? So muss auch im Mittelpunkt der christlichen Verkündigung und des christlichen Bewusstseins diese Frage nach der Zukunft stehen: Was darf ich hoffen?

Was sagt Jesus über die Zukunft? Hier nun stossen wir auf eine Schwierigkeit. Der Inhalt der Zukunftsaussagen, wie sie Jesus in den Evangelien in den Mund gelegt werden, ist zwiespältig. Auf der einen Seite finden sich herrliche Verheissungen, denken wir etwa an die Bilder vom festlichen Mahl, das Gott den Menschen bereitet. Auf der andern Seite finden sich Aussagen, dass Gott strafen, rächen werde. Gott würde ein Vergeltungsgericht durchführen, bei dem er sich an den Bösen rächen würde. Es ist nicht zu leugnen, dass lange Zeit in der kirchlichen Verkündigung dieses zweite Thema im Mittelpunkt stand, so dass viele gerade eifrige Christen nur mit Angst und Furcht an die Zukunft denken konnten und können. Für viele lautet die Kernfrage nicht: Was dürfen wir hoffen?, sondern: Was müssen wir befürchten?

Liegt hier nicht eine grobe Verzeichnung der eigentlichen Botschaft Jesu vor? Hat Jesus sowohl von Verheissung und von Bedrohung durch Gott in der Zukunft gesprochen? Legte er den Schwerpunkt wirklich auf die Strafen, die ein rächender, vergeltender Gott den Menschen androht? Eine genauere Untersuchung kann hier zeigen, dass es gerade umgekehrt war.

Eine der grossen Fragen aller Weltanschauungen und Religionen, aber auch jedes Menschen lautet: Woher kommt das Böse? Auch in der christlichen Botschaft steht diese Frage im Vordergrund. Aber ist dies wirklich die zentrale Frage der christlichen

Jesus distanziert sich von der apokalyptischen Strafpredigt

Wohl allen ist der Bericht im Evangelium bekannt, nach dem Johannes der Täufer, als er im Gefängnis lag, seine Jünger zu Jesus sandte mit der Frage, ob er nun wirklich der verheissene Messias sei: «Bist du es, der da kommen soll, oder müssen wir auf einen andern warten?» Jesus antwortete ihnen: «Geht und berichtet Johannes, was ihr hört und seht: Blinde sehen wieder, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören; Tote stehen auf, und den Armen wird das Evangelium verkündet. Selig ist, wer an mir keinen Anstoss nimmt» (Mt 11, 3–6). Man hat viel an dieser Anfrage des Täufers und an Jesu Antwort, besonders am letzten Satz, herumgerätselt. Heute ist man ziemlich einheitlich der Meinung, dass hinter dieser Anfrage wirklich die Unsicherheit des Täufers stand, ob Jesus der verheissene Messias sei.

Woher diese Unsicherheit? Weil Jesu Wirken gar nicht dem Bild entsprach, das der Täufer sich vom Messias machte. Wie stellte sich der Täufer denn den Messias vor? Sowohl Matthäus wie auch Lukas überliefern Aussagen des Täufers über Gott und den Messias. Zu den Volksscharen, die zu ihm hinausziehen, um sich taufen zu lassen, sagt er: «Ihr Schlangenbrut, wer hat euch denn gelehrt, dass ihr dem kommenden Gericht enttrinnen könnt? Bringt Früchte hervor, die eure Umkehr zeigen, und fangt nicht an zu sagen: «Wir haben ja Abraham zum Vater.» Denn ich sage euch: Gott kann aus diesen Steinen Kinder Abrahams machen. Schon ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum, der keine gute Frucht hervorbringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen . . . Der Messias wird euch mit dem Heiligen Geist und mit Feuer taufen. Schon hält er die Schaufel in der Hand, um die Spreu vom Weizen zu trennen und den Weizen in seine Scheune zu bringen; die Spreu aber wird er in nie verlöschendem Feuer verbrennen» (Lk 3, 7–17).

Dieses Bild von Gott und dem Messias entspricht nun genau den Vorstellungen der Apokalyptik. Diese war der Überzeugung, dass Gott in einem schrecklichen Gericht die bestehende Welt durch

seinen Messias vernichten und eine neue Welt schaffen würde. Hinter diesem schrecklichen Weltgericht steht letztlich der Vergeltungswille Gottes, der durch eine Rachehaltung getragen wird: das Gericht Gottes ist ein Racheakt an den Ungläubigen. Dieses Rachegericht wird durch den Messias vollzogen, und die Gerechten dürfen dieses Rachegericht mitvollziehen.

Ganz spontan wird in uns der Eindruck wach: Nein, das kann nicht das Gottesbild des Messias, Jesu, sein, das entspricht auch nicht seinem Selbstverständnis. Und tatsächlich distanziert sich Jesus von einem solchen Verständnis. Schon die Antwort auf die Frage der Jünger des Täufers zeigt das: kein Wort von Gericht, Rache, Strafe, nur Erbarmen, Hilfe, Rettung. Noch deutlicher wird das gezeigt, wo Lukas das erste Auftreten Jesu in seiner Heimat schildert. Am Sabbat begibt er sich in die Synagoge. Dort wird ihm das Buch des Propheten Jesaja gereicht. Und nun bringt Lukas ein Jesaja-Zitat, das aus verschiedenen Jesaja-Stellen zusammengesetzt ist: «Der Geist des Herrn ruht auf mir; denn der Herr hat mich gesalbt. Er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe; damit ich den Gefangenen die Entlassung verkünde und den Blinden das Augenlicht; damit ich die Zerschlagenen in Freiheit setze und ein Gnadenjahr des Herrn ausrufe» (Lk 4, 16–19). Es ist bemerkenswert, dass das Zitat aus Jesaja mitten im Satz abgebrochen wird, gerade vor der Aussage: «Einen Tag der Vergeltung unseres Gottes» (Jes 61, 2). Damit wird ganz deutlich und klar gesagt, dass Jesus sich vom apokalyptischen Gottesbild eines rachedurstigen, vergeltenden, strafenden Gottes distanziert.

Jesu Gottes- und Selbstverständnis

Jesus trennt sich geistig vom apokalyptisch orientierten Johannes und redet ganz anders über Gottes Verhalten. Der Grund dafür liegt letztlich in der einmaligen Gotteserfahrung, die Jesus gemacht hat. In der Taufe am Jordan sagt Gott von Jesus: «Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich Gefallen gefunden» (Mk 1, 11). Dieses Wort ist begleitet von der Herabkunft des Geistes. Was



besagt ein solches Erlebnis für den frommen Israeliten: «Wer den Atem Gottes aus dem offenen Himmel wie eine Taube in sein Inneres dringen fühlt und dabei als «Geliebter» angesprochen wird, der weiss: Gott liebt mich ohne Vorbehalt» (K. Herbst). Diese und andere Gotteserfahrungen haben Jesus erkennen lassen: Gott ist zu mir wie ein *Abba*, ein liebender, helfender Vater. Aus diesem Gottesbild wächst Jesu Lebensgrundhaltung: Freude in der Gegenwart des liebenden Gottes als Lebensstil Jesu; kinderleichtes Vertrauen in die Fürsorge des *Abba*, Freudenbotschaft für die Armen und Verlorenen: Gott liebt euch ohne Vorbehalt.

Aus all dem folgt etwas Entscheidendes für Jesu Distanz gegenüber der Apokalyptik: In Gott gibt es keinen rachedurstigen Vergeltungswillen, in Gott gibt es nur einen Vergebungswillen. «Er lässt die Sonne aufgehen über Gute und Böse» (Mt 5, 43), er vergibt jede Schuld umsonst. Daraus zieht Jesus die Folgerung für sein Verhalten: Er weiss sich gesandt, nur wie ein Arzt Sünder zu heilen und nicht wie ein Richter ihnen gerecht zu vergelten. Da bleibt kein Ansatz für einen Vergeltungswillen in Gott. Und das gilt nicht nur für jetzt, sondern auch für die Zukunft, für den Moment, da Gott endgültig kommt, um seine Herrschaft aufzurichten. Wie die Apokalyptik lehrt Jesus, dass Gott, die Gottesherrschaft, kommt. Aber Gott kommt nicht, um sich zu rächen, um Schuld zu vergelten, sondern um alle zu heilen und zu retten. Darum sind offene Mahlgemeinschaften mit Sündern, charismatisches Umsonst-Heilen und brüderliches Brotteilen die Auswirkungen und das Erkennungszeichen der Gottesherrschaft. Darum ist die Kunde von der Gottesherrschaft eine Freudenbotschaft für alle, für Gerechte und Sünder.

Mit dieser Verneinung jeder Rache- und Vergeltungsabsicht Gottes, sowohl während des Geschichtsverlaufes wie auch am «Ende», wird erst klar und deutlich der Wesensunterschied markiert gegenüber den alten jüdischen und heidnischen Vorstellungen von einem gerechten Richtergott. Weil Gott nicht als Richter kommt, um zu vergel-

ten, darum kommt auch die Gottesherrschaft nicht gewaltsam und mit kosmischen Katastrophen über die Menschen, sondern als ein Angebot der Liebe, das die Menschen frei annehmen sollen durch Umkehr, das sie aber auch frei ablehnen können (Verhärtung). Die Gottesherrschaft wirkt und kommt leise wie ein Samen oder Sauerteig. Gott lässt die Menschen frei, sowohl zur Umkehr als auch zur Selbstverschliessung gegenüber den Lock- und Warnrufen Gottes, die aus ihrem Innern oder aus der Geschichte kommen. Und Gott greift nicht ein, so bitter wir diese seine Geduld und Zurückhaltung empfinden mögen: Er überlässt Jesus brutalen Menschenhänden. Aber eines bleibt immer bestehen: Das Herz dieses Gottes, so verborgen es uns oft erscheinen mag, kann gar nicht aufhören zu locken, bis alle herankommen und alles geheilt ist, bis sein Sauerteig «alles durchsäuert hat».

Traum oder Wirklichkeit?

Ich erfahre im Beichtstuhl und im Sprechzimmer immer wieder, wie unsere Gläubigen geprägt sind vom apokalyptischen Gottesbild: Gott ist ein strafender, rächender, vergeltender Gott. Wie oft höre ich die Klage: ich fürchte mich vor dem Sterben wegen meiner Sünden, die ich im Leben begangen habe. Gott wird mich dafür bestrafen. Es ist erschreckend, wie einseitig das Gottesbild geprägt ist vom apokalyptischen Gottesbild. Gewiss finden sich in den Evangelien Aussagen Jesu über Gott, die zum apokalyptischen Gottesbild gehören. Aber hier müsste man doch unterscheiden. Stammen alle diese Aussagen in der vorgelegten Form so von Jesus? Müssen wir nicht annehmen, dass apokalyptische Ansätze bei Jesus später von der apokalyptischen Denkströmung «unterspült» wurden, besser: solche Ansätze unter Einfluss der apokalyptischen Strömung ausgebaut, erweitert und radikalisiert wurden? Und welches ist der Aussagesinn apokalyptischer Aussagen Jesu? Geht es Jesus nicht mehr darum, darauf hinzuweisen, dass der Mensch sich dem liebenden Lockruf Gottes verweigern kann, so dass er sich selber von der Liebe Gottes ausschliesst? Wobei Jesus mit sol-

chen Aussagen nur auf die erschreckende Möglichkeit hinweist, ohne direkt zu sagen, dass es tatsächlich Menschen gibt, die sich endgültig dem Liebesruf Gottes verschliessen.

Wir haben darauf hingewiesen, dass Jesus zu seinem Gottesbild kam aufgrund seiner Gotteserfahrung. In dieser Erfahrung hat er Gott erkannt als den nur-liebenden und all-liebenden Gott. Er hat an diesem Gott, an dieser neuen Botschaft von Gott festgehalten, obwohl dieser Gott ihn den «Menschenhänden überlassen hat». Darum konnte er am Kreuz in der grössten Verlassenheit öffentlich seinen Glauben an den nur-liebenden Gott bekennen: «Vater, in Deine Hände übergebe ich mich». Gott hat dieses vertrauende Bekenntnis bestätigt in der Tat der Auferweckung und Erhöhung Jesu. Ist das für uns nicht hinreichender Grund, dass wir dieser Botschaft Jesu restlos vertrauen können? Was dürfen wir hoffen? Dass auch bei unserm Tod nicht ein strafender, rächender, vergeltender Gott auf uns warten wird, sondern der nur-liebende, all-liebende Gott! Darum aber muss ich vor dem Tod keine Angst haben. Ich muss keine Angst haben, dass mein Leben an einem dünnen Faden hängt, der jederzeit reissen kann. Denn ich weiss: wenn der Faden reisst, dann falle ich in die Hände eines Gottes, der mich umfängt mit der göttlichen Liebe, die unendlich grösser ist als die Liebe der besten Mutter und des besten Vaters, in Hände, die auf Erden sichtbar wurden in Jesus, der mit seinen Händen Menschen von Not, Angst und Elend befreit hat, der mit seinen Händen Menschen getröstet und ermutigt hat, der mit seinen Händen den Menschen die Liebe Gottes bezeugt und geschenkt hat. Auf solch liebende, heilende, umfassende und umarmende Hände dürfen wir hoffen, hoffen auf jenen Gott, der nur Liebe, Güte, Erbarmen und Verzeihen ist.

Unruhig ist unser Herz . . . XI

P. Anselm Bütler

Im Mitmenschen Gott erfahren

Die letzten Folgen dieser Artikelreihe haben sich mit der Frage nach dem «Ort» der Gotteserfahrung auseinandergesetzt. Dabei wurden zwei entscheidende Wahrheiten betont. Auf der einen Seite ist daran festzuhalten, dass, vor allem seit Jesus, jede Wirklichkeit zum «Ort» der Gotteserfahrung werden kann. Auf der andern Seite ist nicht zu übersehen, dass es, bedingt durch kulturelle Situation, bestimmte «Orte» gibt, die jeweils besonders geeignet sind für eine Gotteserfahrung. Das ist nun ein ganz wichtiger Aspekt, der bis jetzt vielleicht zu sehr übersehen wurde. In einer bestimmten Kultur spielen nicht alle Wirklichkeitsbereiche immer die gleiche Bedeutung für die Verwirklichung des Menschen. So nahm z. B. in der Jägerkultur das Tier eine viel entscheidendere Stellung ein im Leben der Menschen als in